



**Verleihung des Journalistenpreises
der Südosteuropa-Gesellschaft
an Yavuz Baydar, Journalist und Blogger, Istanbul, zur Zeit im Exil
SOG-Jahresversammlung
Berlin, 10. Februar 2018**



Begründung

Begründung der Preisverleihung durch Dr. h.c. Gernot Eler, Präsident der Südosteuropa-Gesellschaft

Der Journalistenpreis der Südosteuropa-Gesellschaft wird in der Regel an Journalisten aus dem deutschsprachigen Raum für Verdienste um die Berichterstattung zu Südosteuropa verliehen. Mit der Verleihung an Yavuz Baydar will die SOG ein Signal der Solidarität setzen mit Journalisten, die in ihrem Heimatland Türkei schikaniert und verfolgt werden. Zugleich würdigt die Südosteuropa-Gesellschaft die mutige und hoch qualifizierte Berichterstattung von Baydar über die Situation in seinem Land, wie sie u.a. in der *Türkischen Chronik* in der *Süddeutschen Zeitung* dokumentiert ist.

Laudatio

Laudatio von Michael Thumann, Außenpolitischer Korrespondent, Die Zeit, Berlin



„Meine sehr verehrten Damen und Herren, lieber Yavuz Baydar,

Es ist mir eine große Freude und eine besondere Ehre, heute die Laudatio auf den türkischen Journalisten Yavuz Baydar halten zu dürfen. Yavuz kenne ich mittlerweile seit über zehn Jahren. Wir lernten uns kennen auf den zahllosen informellen Treffen von Journalisten, die es im damals noch freien Istanbul gab. Es waren Begegnungen, auf denen man sich offen und ungezwungen austauschte. Wir kritisierten die türkische Regierung, die EU-Politik, die französische und deutsche Haltung zur Türkei – ohne weiter daran zu denken, ob dies von irgendjemandem weitergegeben oder mitgehört wurde. Schließlich schrieben wir es auch genauso offen in unseren Zeitungen. Das war eine schöne Zeit.

Dass Du, lieber Yavuz, heute hier bist, hat auch damit zu tun, dass die Zeiten düster geworden sind, dass Dein Land sich radikal verändert hat. Das ist die traurige Seite unserer Veranstaltung heute.

Du hast mir, dem deutschen Korrespondenten in Istanbul, damals mit vielen Einschätzungen geholfen, mich mit Menschen in Verbindung gebracht. Ich hoffe, ich kann hier von dieser Stelle wenigstens mit ein paar Worten etwas zurückgeben.

Journalist zu sein hat viel mit dem Blick zu tun. Manche schauen sich die Realität an unter dem Vorzeichen, dass eigentlich alles ganz schlecht sei und immer nur schlechter werde. Gerade im Nahen Osten ist das ein weit verbreiteter Ansatz. Andere wissen immer gleich, was besser wäre – weil sie es ihr vorgefertigtes Weltbild fügen können, das sie sich in der Familie, an der Universität, im Internet abgeholt haben. In Deutschland gibt es solche, vor allem aber in der Türkei. Ich habe in meiner Korrespondenzzeit viele Journalisten kennengelernt, die ich in deutschem Kontext als reine Ideologen bezeichnen würde, und andere, die man Opportunisten der Macht nennen muss. Das hat auch mit der Zerrissenheit der Türkei zu tun, wo sich viele – je nach Herkunft und sozialer Einordnung – bestimmten Gruppen anschließen, auch weil sie gar nicht anders können.

Yavuz Baydar ist anders. Er hat sich keiner festen Gruppe angeschlossen, er gehörte zu jener Kategorie von Journalisten, die sich nicht von irgendwo die Linsen für ihren Blick auf die Welt leihen. Sie sehen, was ist. Sie schreiben, was ist. Und dann erst ziehen sie daraus ihre Schlüsse. So habe ich Yavuz kennengelernt, und so lese ich ihn auch heute in seinen Artikel in der SZ und im Guardian, auf der von ihm gegründeten Medienplattform Ahval. Ich will an ein paar Beispielen beschreiben, was ich meine.

In einem Artikel zum Jahrestag des Putsches vom Juli 2016 erinnerte sich Yavuz an die ersten Reaktionen von türkischen Akademikern und Intellektuellen auf den Gegenputsch von Präsident **Erdoğan**, die Verfolgungen und Verhaftungen. Viele sagten, „Oh, das wird nur von kurzer Dauer sein“ – „eine solche Reaktion ist kurzfristig notwendig“. Manche dachten auch, jetzt geht es endlich den **Gülenisten** an den Kragen. Yavuz sah es ganz anders. „Ich wusste instinktiv, dass es Journalisten und Dissidenten schwer haben würden“, schrieb er. Und weiter: „Wir ersticken.“ „Was wir verlieren, ist schwer wieder herzustellen.“ Das ist es, was ich meine. Sich nichts schön reden, aber auch nicht schwärzer malen als die Realität. Einfach Augen auf: Sehen, was ist. Denn seit diesem Putsch geht es in der Türkei beschleunigt abwärts in die Autokratie.

Der unabhängige Blick ist auch für die Vergangenheit wichtig. Unter türkischen Intellektuellen wird kaum etwas so bitter diskutiert wie der Blick auf **Erdoğan's** gesamte Amtszeit. Wollte der Mann von Anfang an die Autokratie? Haben alle liberalen Beobachter versagt, die in den Reformen der frühen **Erdoğan-Zeit** eine Chance auf eine bessere Türkei sahen? Waren alle EU-Berichte über Reformfortschritte der Türkei gelogen? War alles klar mit **Erdoğan's** Absichten, von Anfang an? Yavuz Baydar meint nein. Er hält den Sarkasmus, mit dem jetzt manche behaupten, „alle seien Idioten gewesen“, weil sie den Diktator **Erdoğan** nicht erkannten, für beleidigend. Yavuz, ich glaube, da hast Du sehr Recht.

Es waren in der Frühphase der **Erdoğan-Herrschaft** vor allem die Ideologen, die Alarmismus verbreiteten. Ich habe sie noch heute im Ohr. Die **Kemalisten**, die warnten, **Erdoğan** habe eine versteckte Agenda, er würde die Türkei in einen zweiten Iran verwandeln. Die **Nationalisten**, die

Erdoğan wegen der Entspannung mit den Kurden ablehnten. Die **Eurasier**, die die Annäherung an Europa nicht wollten.

Es waren diese Ideologen, die nach dem Putsch mit Erdoğan am 7. August 2016 auf einer großen Demonstration feierten, weil sie sich freuten, dass es nun gegen ihre Feinde, die Gülen-Anhänger, die Kurden, die Liberalen und Intellektuellen gehen würde. Und manche von ihnen, wie die Kemalisten, begriffen nicht, dass sie als nächstes dran sein sollten.



Die illusionslose Analyse, der ideologiefreie Blick bedeutete Anfang der 2000er Jahre, Erdoğan's Reformen und seine Bewegung hin auf die EU klar zu sehen. Heute dagegen sollte man Erdoğan's Weg in die gewaltsame Alleinherrschaft nicht beschönigen und schon gar nicht mit dem Putsch oder irgendwelchen Predigern rechtfertigen. Es ist kein zweiter Iran, der da entsteht, sondern eine unumschränkte Autokratie. Das Verhältnis von Staat und Medien ähnelt, wie Yavuz einmal zu Recht feststellte, mehr den Modellen der zentralasiatischen Turkstaaten als dem Iran. Weil Yavuz genau hinsieht und sich die Unabhängigkeit bewahrt hat, lesen sich seine Artikel auch noch nach Jahren mit Gewinn.

Diese Unabhängigkeit spiegelt sich in seinem Lebensweg. Er zeigt die vielfältigen Eindrücke, auch die Einflüsse von außen. Yavuz lebte in den achtziger Jahren in Stockholm, er studierte dort Kybernetik, Informatik und Journalismus. Er arbeitete oder schrieb für viele verschiedene Medien und ging, wenn er sah, dass er sich für seine Chefs verbiegen sollte. Milliyet, Sabah, CNN-Türk, TRT Haber, Zaman. Neben seinen Kolumnen, Kommentaren und Reportagen hat er sich einen Namen gemacht mit seiner Tätigkeit als News-Ombudsman. Zwischenzeitlich war er auch Vorsitzender der Organization of News Ombudsmen. Seine Kritik an der Arbeit von journalistischen Kollegen machte ihm nicht immer Freunde.

Schonungslos legte er die Probleme des türkischen Journalismus offen, kritisierte fabrizierte Nachrichten und hingebogene Artikel mit falschen Fakten. Mehrfach musste er deshalb die Redaktion wechseln.

Als die journalistische Arbeit in der Türkei nach den Gezi-Protesten 2013 schwieriger wurde, ging Yavuz seinen eigenen Weg – unabhängig von den ausgefahrenen Wegen des türkischen Journalismus. Er ist Mitgründer der Medien-Plattform p 24, die auch die Medien-Berichterstattung beobachtet. Er ging als Shorenstein Fellow nach Boston an die an die Harvard Kennedy School of Government. Er ist Chefredakteur der von ihm gegründeten Online-Zeitung Ahval, einer Nachrichtenseite in drei Sprachen. Neun Redakteure und mehrere freie Mitarbeiter liefern dort täglich Einschätzungen und Reportagen über die Türkei. Die freien Mitarbeiter aus dem Land schreiben aus Sicherheitsgründen unter Pseudonym.

In diesen Funktionen wirkt Yavuz weiter als unabhängige Stimme in die Türkei hinein, zugleich aber prägt er das Bild mit, das wir uns von der Türkei machen. Und von der Art, wie dort heute Journalismus gemacht wird. Eine der großartigen Zeugnisse ist in Yavuz' Buch zu lesen, das er 2014 in Boston geschrieben hat. Er zitiert darin aus einem Gespräch, die Erdoğan mit dem Chefredakteur von Habertürk TV führte, Fatih Sarac. Erdoğan erregte sich über das laufende Programm und rief Sarac an.

Der Fernsehsender übertrug eine Parlamentsdebatte, in der der Nationalistenführer Devlet Bahçeli sagte, dass Verräter das Land unter Kontrolle hätten. Erdoğan herrscht den Chefredakteur an:

„Fatih, sind sie sich eigentlich im Klaren darüber, was sie da tun? Haben sie den Verstand verloren? Der Typ tut so, als wäre die Türkei untergegangen, verloren und nicht mehr unter Kontrolle. Der gibt ein Manifest von sich --- und ihr überträgt das live?“

Darauf Fatih Sarac: „Ich lasse das sofort abbrechen, mein Herr, ok, sofort. Es tut mir leid, mein Herr!“

Lesen Sie den ganzen Text, sie werden herzlich lachen, und sie werden danach vielleicht auch herzlich weinen. Die „Hallo, Fatih“-Telefonate zeigen das feudale Verhältnis von Präsident und Medien in der Türkei heute. Der Präsident gewährt den Sendern und Zeitungen das Recht zu berichten, dafür aber erwartet er bedingungslose Loyalität. Wer sich diesem Feudalverhältnis nicht unterwirft, fliegt raus.

Zur Erklärung weist Yavuz immer wieder auch auf die Zerrissenheit in der Türkei und den Teufelskreislauf der Unterdrückung hin. Einst hielten Kemalisten die einfachen gläubigen Bürger unten, jetzt macht Erdoğan im Namen der gläubigen Bürger und der Nationalisten Jagd auf die einstigen Oberklassen. Ich zitiere Yavuz:

„Ganze Segmente der Gesellschaft verhalten sich wie Stämme und verdächtigen sich unentwegt gegenseitig. ... Jedes Mal, wenn eine bestimmte Gruppe an die Macht kommt, hat sie reflexartig zunächst nichts anderes zu tun, als alle anderen ‚inneren Feinde‘ zu bekämpfen.“

Das ist das Grundproblem. Die Türkei ist ein Land ohne Vertrauen. Ein gewisses Grundmaß an Vertrauen aber ist die Grundlage einer jeden demokratischen Ordnung. Wenn sich Minderheiten, Andersdenkende und die Opposition nicht darauf verlassen können, frei von Verfolgung und Unterdrückung zu bleiben, wenn die anderen an der Macht sind, kann es keine Demokratie geben. Und das, obwohl die Türkei heute Demokratie simuliert. Gefühlt ist irgendwie dauernd Wahlkampf, regelmäßig gibt es Referenden über große Fragen. Doch diese Wahlen sollen nur den Alleinherrscher dekorieren.

Dieser Mann und seine willigen Helfer entfernen die Türkei von uns allen, die wir sie schätzen und lieben gelernt haben. Sie haben Yavuz Baydar und viele andere aus ihrer Heimat getrieben. Und sie haben sehr viele eingesperrt, damit sie nicht mehr reden können. Yavuz Baydar hat sich alledem nicht mehr unterwerfen wollen. Er ist, wie er selbst einmal geschrieben hat, „Journalist auf der Flucht“ im erzwungenen Exil. Mein tiefer Wunsch ist, dass er hier frei und unbehelligt schreiben kann und in der Türkei gehört wird. Dass er sich seinen Blick erhält. Und dass er schreibt, was ist.

Vielen Dank.“

Dankesrede

Dankesrede des Preisträgers, Yavuz Baydar



„Thank you all, for being here, and my special gratitude to my distinguished colleague, Michael Thumann, for being so generous in comments and thoughts. I am determined to take his words as not descriptions for who I am or may have been, but who I really want to be. This was, Michael, admirable artwork of exaggerations!

Needless to say, I stand here, humbled, before you. And with mixed emotions... I am eclipsed by gloom, bitterness, disappointment, and profound concern.

I wish I would have felt more optimistic as a journalist, who for four decades has observed the dramatic adventures of his homeland.

It is a developing drama. After 17 years of struggle for human dignity in a country, where Pandora's Box was kept open, the Anatolian peninsula, called Asia Minor, for its graceful location, a cradle of civilizations; a fertile ground suggesting serene coexistence, is being dragged into the abyss of cruelty, right before our eyes.

We have all had our lesson from history, that once the power is handed over on a tray to a single man, in unconditional obedience, it only bodes for ill times.

Every word coming out of his lips, instantly perceived as orders and verdicts, has deepened the nightmare for all those who cherish freedom, individuality, civilian courage, integrity and compassion.

We know that such path ends more often than not, in disaster.

I remember Germany, 1934, and tremble. I've wanted to hope that after two world wars, and reoccurring misery here and there, our memories would be so fresh that history would repeat itself much less.

Many of us intellectuals in Turkey, those of us with different colors but with honesty as common denominator, had known all along that as the millennium began, our country had also come to a critical, existential watershed.

17 years ago, with a new breed of politicians, entering the stage, our hope was revived that Turkey at last was ready to shake off dark parts of its past. That it would deliver equality, dignity, tolerance and justice to its citizens, who were for far too long deceived by its elite.

The rotten state of political management had then come to a watershed, a new party had taken over, and the big question was whether or not the Turkish society would be able to take that leap.

Pandora's Box, which kept the ghosts of the past, such as atrocities against the native peoples of Anatolia, and human suffering caused by a ruthless social and political engineering under its lid was wide open, so that this experiment, which we called normalization, would be successful.

But, it required that a culture of consensus be encouraged, that the well-educated secular elite would wise up and learn from its past mistakes, and develop new political alternatives, that the party which took over, the AKP, would be a coordinator and carrier of democratization in which they would be seen as the ones that raised the quality of the republican order; in a sense that it redistributed, not accumulated, power.

It ended in a grand failure. The conditions in Turkey in terms of fundamental human values are even worse than what we faced 17 years ago, with the acrimonious, even revengeful, authoritarian elite in Ankara and its lackeys in business now forged a new alliance with the party which itself was corrupted in power.

It is a devastating deviation from the path of democracy; it is a reversal to the order where the individual and collective rights will be, at best, extremely minimal.

In the 1930's we had these developments, and I am only one of those who in his limited capacity saw his duty to stop the repeat of history from taking place.

In my lifetime I have witnessed more suffering in Turkey than my share. My memory is strong enough to remind others on how deep the torment of a few German intellectuals who saw the storm clouds gathering when Reichstag fire started spreading to the streets and homes of entire Germany were.

The battle for the human rights was the backbone of my journalism and I am, after 15 years of a vicious cycle, left only with profound gloom, once more.

But, despite that state of mind, feel the same obligation to do my best as a witness of my time; with a focus on the freedoms and rights. As I've mentioned often elsewhere, this:

In my despair, I turn often, these days, to that great Austrian author, Stefan Zweig, whose memories, *Die Welt von gestern*, which I believe everyone concerned about the world these days should read.

He said: 'Only the person who has experienced light and darkness, war and peace, rise and fall, only that person has truly experienced life.'

Despite being torn apart from my homeland, I still feel lucky, in comparison with many intellectuals, who due to their strong sense of ethics and honesty, were killed, jailed, tortured; fired, subjected to dehumanization.

I dedicate this award to all the colleagues of mine thrown into jail, simply because of their staunch defense of our noble profession. They are the ones who resist to the forces of evil, and in their harsh battle against tyranny, to maintain their dignity, to stand for the most fundamental human values, who deserve it more than I do.

Let this award go to all those in Turkey, who have the courage to say no to despotism."





**Verleihung der Förderpreise
der Südosteuropa-Gesellschaft
an Dr. Iva Lučić, Uppsala und Dr. des. Cem Kara, München
SOG-Jahresversammlung
Berlin, 10. Februar 2018**



Laudatio

Laudatio von Prof. Dr. Wolfgang Höpken,
Professur Abteilung Ost- und Südosteuropäische Geschichte, Universität Leipzig



„Liebe Preisträger, Herr Präsident, meine sehr geehrten Damen und Herren,

die Finanzkrise des Jahres 2008, deren Nachwehen uns auch heute, zehn Jahre später, immer noch plagen, macht es auch den Stiftungen, insbesondere den kleineren Stiftungen, schwer, ihr segensreiches Wirken zu entfalten, dürfen diese ihre Tätigkeit doch nur aus den Zinserträgen ihres Stiftungskapitals bestreiten und diese waren bekanntlich in den vergangenen Jahren zunehmend schwerer zu erwirtschaften. Gott sei Dank aber gibt es sie noch, die kleinen Gallischen Dörfer, die sich tapfer gegen die Zinspolitik des römischen Cäsaren Mario Draghi zur Wehr setzen. Eines dieser Gallischen Dörfer ist ohne Frage die Fritz-und Helga Exner-Stiftung, die seit vielen Jahren mit der Vergabe von Reisestipendien, der Finanzierung von Studienaufenthalten und Praktika junger südosteuropäischer Nachwuchskräfte oder der Unterstützung für unser Nachwuchskolloquium in generöser Weise zur Tätigkeit der SOG beiträgt und die es uns auch in diesem Jahr wieder ermöglicht, den gleichnamigen Nachwuchspreis zu verleihen.

Wir haben im vergangenen Jahr leider Abschied nehmen müssen von Fritz Exner, der die Arbeit der SOG über so viele Jahre mit so viel Interesse und so viel Engagement begleitet und mitgeprägt hat. Umso mehr haben wir dafür zu danken, dass Frau Dr. Exner, die leider nicht unter uns sein kann, die Arbeit ihrer Stiftung auch weiterhin wohlwollend begleiten wird.

Wenn wir in diesem Jahr in der Lage sind, nicht nur einen, sondern zwei Preise zu vergeben, so liegt dies darin begründet, dass uns auch noch ein anders langjähriges und tragendes Mitglied der SOG zur Seite gesprungen ist. Unser Präsidiumsmitglied Dr. Franz Lothar Altmann, der leider heute nicht in Berlin sein kann, nämlich hat mit einer großzügigen Spende die für die Preisvergabe zur Verfügung stehenden Mittel aufgestockt. Entgegen der üblichen Dramaturgie von Laudationes erlauben Sie mir daher, nicht erst am Ende, sondern schon zu Beginn meiner Laudatio und bevor ich Ihnen die diesjährigen Preisträger und ihre Arbeiten vorstelle, beiden, der Fritz-und Helga Exner Stiftung wie auch unserem Freund und Kollegen Lothar Altmann ganz herzlich für ihre Unterstützung zu danken.

Beide haben es mit ihrem Engagement auch dem Preis- und Stipendienausschuss leicht oder zumindest leichter gemacht, die diesjährigen Preisträger auszuwählen, haben sie uns doch der oftmals schmerzenden Notwendigkeit enthoben, sich zwischen mehreren Arbeiten entscheiden zu müssen, die nach Gegenstand, Disziplin oder Qualität kaum zu vergleichen und abzuwägen sind – etwas was uns in den vergangenen Jahren des Öfteren Kopfschmerzen bereitet hat und gelegentlich auch einen bitteren Beigeschmack hinterließ. Wir können dank des Engagements unserer Stifter und Spender in diesem Jahr also zwei Personen und ihre Arbeiten auszeichnen, die ich Ihnen nunmehr kurz nahebringen möchte.

Lassen Sie mich, der Chronologie der Themen folgend, zunächst mit Herrn Cem Kara beginnen, der für seine an der Universität München verteidigte Dissertation zum Thema *„Grenzen überschreitende Derwische: Kulturbeziehungen des Bektaschi-Ordens 1826 bis 1925“* ausgezeichnet wird. Cem Kara hat Geschichte und Philosophie an der Universität Köln, aber auch in Istanbul studiert. Er war Stipendiat des Deutschen Orient-Instituts in Istanbul wie auch des Leibniz-Instituts für europäische Geschichte in Mainz. Erste berufliche Erfahrungen sammelte er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo er auch die nämliche Dissertation unter der Betreuung von Marie Janie Calic und des Bochumer Osmanisten Magnus Koller angefertigt hat.

Die Derwische des Bektaschi-Ordens im 19. und frühen 20. Jahrhundert erscheinen in Karas Arbeit als Prototypen und Trägerschichten vielfältiger transkultureller und transreligiöser Beziehungen und Verflechtungen im Osmanischen Reich und eben diesen transkulturellen und transreligiösen Beziehungen und Verflechtungen geht der Autor in seiner Arbeit auf verschiedenen Ebenen nach: Er zeichnet sie zunächst im komplexen und immer auch spannungsreichen Verhältnis der Bektashi zu anderen islamischen Gruppen und Religionskulturen nach, den Sunniten vor allem, aber auch den Aleviten; er fragt sodann nach den Einflüssen und wechselseitigen Wahrnehmungen, welche die Bektashi aus dem Kontakt mit ihren christlichen Nachbarn gewonnen haben. Er richtet den Blick schließlich auf die erstaunlich vielfältigen Wechselbeziehungen der Bektashi mit „westlichen“ Akteuren von Reisenden und Forschern bis hin zu Freimaurern. Wie haben, so lautet die Leitfrage der Arbeit, solche transkulturellen und transreligiösen Beziehungen und Verflechtungen der Bektashi mit islamischen und nicht-islamischen, innerwie ausser-osmanischen Gruppen und Akteuren die eigene Religionskultur, die Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion, aber auch die Fremdwahrnehmung und Grenzziehung der Bektashi gegenüber „den Anderen“ beeinflusst, verändert und geformt. Es ist dies eine Fragestellung, die Kara in einem breiten Blick auf die Bektashi des Balkan, aber auch des zentral und ostanatolischen Kerngebiets des Osmanischen Reiches für ein langes Jahrhundert zwischen 1826 und 1925 ins Auge nimmt. Im Ergebnis der quellennahen Analyse Karas zeigt sich nicht nur ein erstaunlich dichtes und vielfältiges Tableau solcher Wechselbeziehungen, das in dieser Breite von der Forschung bislang nicht gewürdigt worden ist. Sondern auch, wie sehr diese Kontakte auf die

Selbstbeschreibung der Bektashi zurückgewirkt haben. Auf den Häresievorwurf des Sunnitentums gegen die Bektashi etwa reagierten letztere durch eine zunehmenden Annäherung an ihre islamischen Glaubensbrüder einerseits, aber auch mit einer Verhärtung der konfessionellen Grenzziehung gegenüber den nicht-muslimischen Gruppen andererseits. Im Kontakt mit den christlichen Bevölkerungsgruppen wandelte sich die Beziehung von einer, wie Kara es nennt, „akkomodativ-inklusiven“ zu einer „tendenziell exklusiven“ Haltung, mit der die Bektashi vor allem in der Spätphase des Osmanischen Reiches und unter dem Eindruck der sich verfestigenden Spannungen zwischen dem Imperium und den Nationalbestrebungen der christlichen Untertanen die Grenzziehung zum christlichen Anderen schärfer zogen, ohne damit freilich alle Räume des kulturellen Transfers und der Interaktion über die konfessionellen Grenzen hinweg zu verschließen. Schließlich war es auch der Kulturkontakt mit „westlichen“ Akteuren und deren Ideen, der auf die Selbstbeschreibung der Bektashi zurückwirkte. Ihre französischen, englischen, deutschen philosophischen und politischen Ideen, bis hin zu ideengeschichtlichen Verflechtungen mit den USA, brachten die Bektashi nicht nur mit Vorstellungen von Parlamentarismus, Konstitutionalismus Liberalität und Toleranz in Kontakt und veranlassten sie, derartige Vorstellungen auf die eine oder andere Weise in den eigenen Ideenhaushalt zu integrieren. Diese Kontakte produzierten umgekehrt auch ein Bild „des Westens“ von den Bektashi, das der Verfasser mit dem Begriff Edward Saids als „Orientalismus“ beschreibt. Auch wenn die Bektashi einen solchen Kulturaustausch immer auch dazu nutzten, sich in ihrem religiösen und ideengeschichtlichen Selbst von anderen abzugrenzen, so ist das von Kara aufgefächerte Netz an inter- und transreligiösen Kulturbeziehungen zugleich ein Fallbeispiel für die ja nicht nur wissenschaftlich diskutierte Frage des Verhältnisses von Islam und Europa und bietet für diese illustrative Einsichten.

Im Endergebnis, und damit lassen Sie mich diese unangemessen knappe Vorstellung einer reichen und facettenhaften Arbeit beschließen, bescheinigen die Gutachter der Arbeit denn auch, auf der Grundlage einer reflektierten Begrifflichkeit, welche auch die theoretischen Konzepte von Transkulturalität und der Verflechtungsgeschichte souverän handhabt, „eine beachtliche Forschungsleistung“ erbracht zu haben, die zudem durch ihre Quellenbreite und durch ihren analytischen Gehalt besticht.

Bei der zweiten zu würdigenden Arbeit handelt es sich um die Dissertation von Iva Lučić, die sie unter dem Titel *„Im Namen der Nation: Der politische Aufwertungsprozess der Muslime im sozialistischen Jugoslawien“* an der Universität Uppsala in Schweden verteidigt hat. Auch hier zunächst einige knappe Notizen zur (sehr bemerkenswerten) Biographie der Autorin.

Frau Lučić kam während des Bosnien-Krieges als junges Mädchen mit Ihrer Familie nach Deutschland; sie absolvierte hier das Gymnasium und wurde anschließend am berühmten „Mozarteum“ in Salzburg zur Opern-Sängerin ausgebildet. Gott sei Dank, jedenfalls Gott sei Dank für uns Historiker und Südosteuropa-Interessierte, verzichtete sie allerdings darauf die Mailänder Scala und die Metropolitan Opera zu erobern, sondern wandte sich dem Studium der Geschichte und Theologie zu, das sie zunächst an die Universitäten Paris und Salzburg, sodann an die Universität Uppsala führte – eine auch in Zeiten üblicher studentischer Mobilität bemerkenswerte internationale Biographie. Sie ist heute an ihrer Heimatuniversität in Uppsala als Lehrkraft tätig und hat gerade ein neues umweltgeschichtliches Forschungsprojekt zur Geschichte des Waldes in Bosnien begonnen, das uns auch für die nahe Zukunft auf weitere spannende Ergebnisse ihres akademischen Wirkens hoffen lässt.

Heute aber geht es um ihre Dissertation, die sich mit der Aufwertung der bosnischen Muslime von einer zuvor in ihrer ethnischen Individualität immer wieder bestrittenen Bevölkerung hin zu einer „offiziell“ anerkannten Nation in der Zeit des sozialistischen Jugoslawien beschäftigt. An Literatur zur Nationalitätenpolitik des sozialistischen Jugoslawien mangelt es bekanntermaßen nicht, sie füllt mittlerweile Bibliotheken und auch das Thema der Nationswerdung der Muslime hat die Forschung bereits des Öfteren bewegt. Die Aufwertung einer in ihrem Kern durch die Religion bestimmten Bevölkerungsgruppe zu einer säkular gedachten Nation durch einen dem Atheismus verpflichteten sozialistischen Staat – dieses schon in sich spannungsreiche Projekt der Titoschen Nationalitätenpolitik – war zu verlockend als dass es von der Forschung hätte ignoriert werden können. Iva Lučić gelingt es gleichwohl, der bisherigen Forschung zu diesem Thema einen ganz neuen Zugang abzurufen und dabei auch manche scheinbar in Stein gemeißelte These zu hinterfragen. War die bisherige Forschung nämlich zumeist davon ausgegangen, dass die Aufwertung der Muslime zur eigenständigen Nation Bosniens seit den 1960er Jahren das Ergebnis eines in der Elite wie bei der breiten Bevölkerung existenten und tief verankerten Gefühls ethno-nationaler Eigenständigkeit der Muslime gewesen sei, allenfalls vielleicht auch ein machiavellistisches Machtinstrument Titos, um den latenten Nationalismus von Serben und Kroaten im multiethnischen Bosnien einzuhegen, so stellt Lučić diese lange Zeit unbefragte Hypothese nunmehr gewissermaßen vom Kopf auf die Füße.

Im Ergebnis ihrer aus der Nutzung bislang unzugänglichen oder ungenutzten Quellenmaterials aus jugoslawischen und bosnischen Parteiarchiven gewonnenen Analyse erscheint die Beförderung der Muslime zu einer der sechs staatstragenden Völker Jugoslawiens vielmehr als das Resultat eines politischen Mobilisierungsprozesses, der ganz wesentlich von der bosnischen Parteiführung selbst in Gang gesetzt und gefördert worden ist, weniger aus ethnischen als vielmehr aus primär machtpolitischen Gründen. In einer Zeit zunehmender Föderalisierung des jugoslawischen Staates, sei es der bosnischen Parteiführung nämlich vor allem darum gegangen, den Republikstatus Bosniens gegenüber den anderen Republiken, insbesondere Serbiens und Kroatiens, zu sichern und zu legitimieren. Dafür, so die Lesart der Lučićschen Arbeit, habe die bosnische Parteiführung die besondere, triadische Multinationalität der Republik aus Serben, Kroaten und Muslimen als im Vergleich zu den anderen Republiken einzigartiges und konstitutives Merkmal der eigenen Republik in den Vordergrund gerückt, und um dieses Nachweises willen, habe sie auch die Muslime Bosniens zu einer eigenen Nation aufwerten müssen. Die „Nationswerdung“ der Bosnischen Muslime war in dieser Perspektive somit weniger ein „bottom up“ Prozess, in dem sich ein etabliertes muslimisches Nationalgefühl gegen die Politik durchgesetzt habe, sondern im Gegenteil ein „top down-Prozess“, der um der Souveränitätssicherung der eigenen Republik willen von der bosnischen Parteiführung ins Werk gesetzt oder zumindest beschleunigt worden ist. Durch die Mobilisierung nicht nur politischer Kader und Intellektueller aus dem Kreise der muslimischen Elite, sondern – nota bene! – auch der islamischen Geistlichkeit, wirkte die bosnische Parteiführung darauf hin, dieser Anerkennung der Muslime als eigenständiger Nation zum Durchbruch zu verhelfen. Lučić nähert sich der Frage nach den Entstehungsgründen einer „Muslimischen Nation“ somit von einer neuen und ganz anderen Perspektive aus. Und sie findet die Antwort auf diese Frage, indem sie den Blick auf die parteiinternen Entscheidungsprozesse als der eigentlichen Quelle dieses nationalitätenpolitischen Aufwertungsaktes lenkt. Dieser top-down gelenkte Prozess der Etablierung einer muslimischen Nation bot freilich, so ein weiteres und nicht weniger signifikantes Ergebnis ihrer Arbeit, zugleich auch anderen Akteuren Raum, die identitäre Selbstbeschreibung dieser neuen muslimischen Nation zu füllen, beispielsweise den religiösen Akteuren, welche die Gelegenheit zu nutzen wussten, auf das Einfluss zu nehmen, was ihrer Meinung nach eine solche „muslimische Nation“ ausmacht, nämlich vor allem die Religion. Das von der Partei intendierte Projekt einer säkular gedachten „muslimischen Nation“ gewann dadurch schon

begrifflich ein hohes Maß an Synkretismus und innerer Ambivalenz und es eröffnete eine Debatte, die in der Frage, was diese Nation nun letztendlich prägt, das Säkulare oder das Religiöse, auch im heutigen Bosnien nicht abgeschlossen ist, sondern nur aufs neue verhandelt wird.

Mit ihrer These setzt Iva Lučić nicht nur der heute in Bosnien beliebten teleologischen und essentialistischen Selbstbeschreibung der Muslime etwas entgegen, wonach diese mindestens seit dem späten 19. Jahrhundert, wenn nicht gar seit dem Mittelalter ein nationales Eigenbewusstsein gehabt hätten. Sie relativiert, ja sie revidiert eben auch vieles an den Ergebnissen der westlichen Forschung, die in einem solchen etablierten Eigenbewusstsein der Muslime die entscheidende Triebkraft für deren Aufwertung gesehen hatte; die Partei mithin gewissermaßen nur auf ein seit langem vorhandenes Nationsbewusstsein reagiert habe.

Ich selbst, dieses persönliche a percu mögen Sie mir vielleicht gestatten, habe vor vielen Jahren selbst einmal eben diese „ältere“ These vertreten und muss so viel jugendlichen Revisionismus daher natürlich energisch zurückweisen. Iva und ich hatten bereits mehrfach Gelegenheit unsere divergierenden Auffassungen in dieser Frage auszutauschen und sie weiß, dass ich dabei nicht bereit war, das Feld kampfflos zu räumen. Mit dem ihr heute auszuhändigenden Preis, so fürchte ich, wird meine Position in diesem „Disput“ aber wohl noch aussichtsloser. Iva Lučić hat somit mit Ihrer Arbeit die Forschung tatsächlich vorangetrieben und Besseres kann man über eine Dissertation kaum sagen.

Beide diesjährigen Preisträger, meine Damen und Herren, haben, wie Sie schon an ihren Namen erkennen können, das, was wir mit dem in meinen Augen unschönen Begriff des „Migrationshintergrunds“ zu bezeichnen pflegen. Cem Kara ist im rheinischen Braunkohlrevier Frechen geboren, aber er hat türkische Wurzeln, Iva Lučić ist mit ihrer Familie vor den Schrecken des Bosnien-Krieges nach Deutschland geflohen. Beide haben hier ihre Schulausbildung und ihr Studium absolviert und nun *unser* Wissen um Südosteuropa und *unsere* Wissenschaft jetzt mit ihren Doktorarbeiten bereichert. All jene, die partout nicht einsehen wollen, dass Zuwanderung eine Bereicherung ist, nicht nur für die Zugewanderten, sondern gerade auch für die Zuwanderungsgesellschaften, seien auf das Beispiel unserer beiden Preisträger verwiesen.“

